

MATERIALMAPPE

Schweres Gepäck

Clemens Bechtel – Franz Huber

Premiere: 19. März 2022

Regie: Clemens Bechtel

Ton: Alex Halka

Bühnenbild / Kostüm: Isabella Reder

Theaterpädagogische Betreuung / Regieassistentz: Rebekka Bareith

Schauspiel:

Tamás Boglári

Heléna Barta

Paula Donner

Melissa Hermann

Dustin Leitol

Katalin Lotz

Eszter Sipos

Spielzeit:

2021|2022

Liebes Publikum!

„Schweres Gepäck“ ist auf viele Art und Weisen eine besondere Produktion.

Für diese Produktion wurden historische Quellen aufgearbeitet und mit Zeitzeugenberichte von Vertriebenen und deren Nachfahren verwoben. Die Geschichten, die wir von den Zeitzeugen „geschenkt“ bekamen wurden für die Bühne dramatisiert und zu neuem Leben erweckt.

Der daraus entstandene Audio-Spaziergang erzählt anhand von mehreren Figuren über einschneidende Momente im Leben der Ungarndeutschen: von der Volkszählung 1941 bis zur Aussiedlung 1946, von den unterschiedlichen Haltungen und Gefühlen innerhalb einer ungarndeutschen Familie, von Erinnerungen und vom Ankommen in Deutschland.

In der vorliegenden Materialmappe haben wir einerseits historische Hintergrundinformationen zur Flucht und Vertreibung nach dem zweiten Weltkrieg und zur Kollektivschuld der Deutschen gesammelt, außerdem haben wir diese mit Zeitzeugenaussagen ergänzt.

Die Mappe beschäftigt sich zeitgleich auch mit der Frage, was Flucht heute bedeutet, ob oder welche Unterschiede es zu damals gibt. Zum Schluss wendet die Mappe den Blick auf Ungarndeutsch heute. Was bedeutet (unser) Ungarndeutschtum heute, was kann es bewirken und wieso ist unsere Geschichte heute noch so aktuell?

„Schweres Gepäck“ erzählt die Geschichte von uns allen – wir sind die Nachfahren der Vertriebenen, der Vertreibenden, derer, die Schuld waren und derer, die Menschen bei sich aufnahmen.

Ich hoffe, dass uns dieses etwas andere Theatererlebnis auf eine Zeitreise mitnimmt, und uns anregt, einen Blick in die Vergangenheit zu werfen. Hoffentlich lässt uns dieses Erlebnis gestärkt und empathisch in die Zukunft schauen!

Ich wünsche Ihnen und Euch einen anregenden Theaterbesuch!

Rebekka Bareith

Inhaltsverzeichnis

„Mit einem Bündel sind sie gekommen, mit einem Bündel sollen sie gehen.“ – die Kollektivschuld

- Auszug aus dem Stück: Potsdamer Konferenz
- Was ist die Kollektivschuld?
- Die Deutschen als Opfer?
- Geschichtlicher Überblick
- „Sie sollen das Schicksal Deutschlands teilen“

„Isten veled édes hazánk“ – die Zwangsumsiedlung

- Aussiedlung
- Erlebnisberichte der Vertreibung:
- Vertreibung im Jahr 1947
- In der neuen Heimat
- Derweil in Ungarn

„Manche lassen ihr Leben zurück. Um es zu behalten.“ – Flucht heute

- Flüchtlinge gestern und heute: „Das Leid ist das gleiche“
- Flucht
- Flucht und Vertreibung weltweit (2020)
- Auf und davon
- Drei Phasen kollektiven Erinnerens

„Wir wollen der Zukunft jeden Haß ersparen.“ – Ugnarndeutsch Heute

- Festrede der LdU-Vorsitzenden Ibolya Englender-Hock am 19. Januar 2022 in Bonyhád
- Valeria Koch: Gedenkzeilen über die Vertreibung
- „Schweres Gepäck“ – Interview mit den Schaffenden
- Interpretationsaufgaben

„Schweres Gepäck“ – Interview mit den Schaffenden

*Über das Stück, seine Entstehung und welchen Wert es für die ungarndeutsche Gemeinschaft heute hat, berichten drei der Initiator*innen des Stücks: Theresia Mann vom Budaörser Heimatmuseum Bretzfeld, Autor und Dramaturg Franz Huber und Theaterintendantin Katalin Lotz.*

In einem Satz zusammengefasst: von wem handelt „Schweres Gepäck“?

KL: „Schweres Gepäck“ handelt von der Vertreibung der Ungarndeutschen aus Ungarn, ganz konkret um die Vertreibung einer fiktiven Familie aus Wudersch. Das Stück basiert auf Erzählungen von Zeitzeug*innen, diese wurden aber für das Theater komprimiert und fiktionalisiert.

„Schweres Gepäck“ ist kein klassisches Stück, es ist ein Audio-Spaziergang. Was kann sich das Publikum darunter vorstellen?

KL: Jede*r im Publikum bekommt einen Kopfhörer und hört durch die Kopfhörer den Text und die Atmosphäre des Stückes. Die Schauspieler*innen agieren dazu – zum größten Teil – stumm. Die erste Szene spielt auf der Bühne und danach gehen die Spieler*innen zusammen mit dem Publikum an weitere Orte in der Sepsarder Innenstadt. Es ist ein Spaziergang, bei dem die ganze Zeit die Kopfhörer getragen werden, dabei sehen wir den Schauspieler*innen beim Handeln zu. Zum Schluss kehren wir alle ins Theater zurück, wo wir die letzte Szene live sehen und hören.

Welche Bedeutung hat dieses Stück für die Ungarndeutschen?

TM: Die Schicksalsgeschichte, das Kriegsverbrechen, welches an unseren Vorfahren, unseren Familien in Ungarn verübt wurde, gilt es in Erinnerung zu bringen. Im Grunde ist es eine Hommage an den Vater, an die Mutter und an die Groß- und Urgroßeltern, aber auch an all diejenigen, die Krieg, Verfolgung, Tod und Verlust, sowie die Vertreibung und den Neuanfang erleben mussten. Ein Gedenken, Anerkennen, aber auch ein genaueres Hinsehen, ein neues Interpretieren der Erzählungen, gemäß unserer Zeit.

KL: In der Geschichte der Ungarndeutschen ist die Vertreibung von sehr großer Bedeutung, denn dieses Geschehnis betrifft jede ungarndeutsche Familie, viele von denen wurden durch diese politische Entscheidung zerrissen und ihre Nachkommen leben heute noch zerstreut.

FH: Für Ungarndeutsche könnte dies eine Auseinandersetzung darstellen, die sich mit der Vertreibung am Ende des 2. Weltkrieges beschäftigt und anhand von Theaterfiguren sinnlich erfahrbar, dass historische Ereignisse immer seine Spuren in individuellen Biographien hinterlässt.

Welche Herausforderungen gab es in der Entstehung des Stückes?

FH: Das vielseitige historische Material, aber auch individuelle Aufzeichnungen und Gespräche in eine verdichtete Form zu gießen, damit auch neben Informationen emotionale Zustände von Figuren spürbar werden.

Wieso ist es wichtig, ein Stück wie „Schweres Gepäck“ auf die Bühne zu bringen?

TM: Es geht um das Nichtvergessen und um das Nichtvergessenwerden. Erzählungen und Erinnerungen in die Gegenwart zu rücken. Genau hinzusehen, zu sensibilisieren, auch unangenehme Themen an sich ranzulassen. Es geht um das Jetzt, die Gegenwart und darum, dass wir aus der Vergangenheit Lehren für die Zukunft ziehen.

KL: Einerseits geht es um den Generationen, die unmittelbar betroffen waren, zu gedenken, andererseits den jungen Menschen dieses Geschehnis erlebbar zu machen. Auch heute leiden Millionen Menschen darunter, dass sie ihre Heimat verlassen müssen. Das Mitgefühl zu wecken, gegenüber unserer Ahnen und gegenüber allen Menschen, die heimatlos sind und von 0 anfangen müssen.

FH: Kriege werfen lange Schatten. Selbst nach Kriegsende sind die Schatten noch jahrelang vorhanden bis hin zu postdramatischen Belastungsstörungen. Zu zeigen, welchen Belastungen Menschen im und nach dem Krieg ausgesetzt sind, bedeutet grundsätzlich ein Bewusstsein zu aufzubauen, sich gegen Ideologien zu wenden, die letztlich nur in einen Krieg führen können.

Gibt es noch etwas, dass Sie dem Publikum mit auf den Weg geben möchten?

TM: Alle möchten in Frieden und Freiheit leben können. Das geht jedoch nicht ohne gegenseitigen Respekt und Toleranz. Aktueller kann man es gar nicht benennen und der Welt – und damit ist sie im Gesamten zu sehen – dies zu wünschen.

FH: Bei Flucht, Vertreibung, Aussiedelung – infolge von Kriegen – spielen immer wieder Begriffe wie Nation und Heimat eine Rolle. Zu schauen, wo kommen diese Begriffe her, mit welchen Inhalten sind sie aufgeladen, welche Ideologien stecken dahinter.

Das Gespräch führte Rebekka Bareith

Die Kollektivschuld

Auszug aus dem Stück: Potsdamer Konferenz

Potsdamer Konferenz, Artikel XIII. Ordnungsmäßige Überführung deutscher Bevölkerungsteile. Die Konferenz erzielte folgendes Abkommen über die Ausweisung Deutscher aus Polen, der Tschechoslowakei und Ungarn:

Die drei Regierungen haben die Frage unter allen Gesichtspunkten beraten und erkennen an, dass die Überführung der deutschen Bevölkerung oder Bestandteile derselben, die in Polen, Tschechoslowakei und Ungarn zurückgeblieben sind, nach Deutschland durchgeführt werden muss. Sie stimmen darin überein, dass jede derartige Überführung, die stattfinden wird, in ordnungsgemäßer und humaner Weise erfolgen soll.

Budaörs ist als eine schwäbische Ortschaft anzusehen, weil 85% der Bevölkerung Volksbund-Mitglieder, SS-Soldaten und deutschfreundlich gesinnt waren.

Die Grundbesitztümer der Vaterlandsverräter, der Pfeilkreuzler-Nationalsozialisten- und sonstigen Faschistenführer, der Volksbund-Mitglieder, weiterhin der Kriegs- und Volksfeindverbrecher sollen voll und ganz und ohne jede Hinsicht auf Größe konfisziert werden. Vaterlandsverräter, Kriegs- und Volksfeindverbrecher ist der ungarische Staatsbürger, der auf Kosten des ungarischen Volkes politische, wirtschaftliche und militärische Interessen des deutschen Faschismus unterstützt hat, der einer deutschen Militär- oder Ordnungstruppe durch freiwillige Anmeldung beigetreten ist, der seinen deutsch klingenden Familiennamen wieder aufgenommen hat.

Alle, die bei der Volkszählung 1941 angegeben haben, dass sie deutschstämmig sind oder das Deutsch ihre Muttersprache ist.

„Das Schwabentum ist mit einem Bündel gekommen, es soll mit einem Bündel gehen.“

„A svábság egy batyuval jött ide, egy batyuval is menjen.“

Autor: Clemens Bechtel, Franz Huber

Was ist die Kollektivschuld?

Von Kollektivschuld wird gesprochen, wenn man die Schuld für eine bestimmte Tat nicht einem einzelnen Täter, sondern allen Angehörigen einer bestimmten Gruppe zuordnet, weil sie durch ihre Zugehörigkeit zu dieser Gruppe moralisch mitverantwortlich seien.

Nach dem Zweiten Weltkrieg erhebt zum Beispiel Thomas Mann in einem Offenen Brief den Vorwurf der deutschen Kollektivschuld an den Verbrechen in der Zeit des Nationalsozialismus. Er wehrt sich damit gegen die damals weit verbreitete Überzeugung, dass allein Hitler und die nationalsozialistische Elite für die nationalsozialistischen Verbrechen verantwortlich zu machen seien.

Das alliierte Entnazifizierungsverfahren basiert auf dem Glauben an eine zu differenzierende individuell verschiedene Belastung der Deutschen. Auch in den Nürnberger Kriegsverbrecherprozessen wird die These von der Kollektivschuld aller Deutschen abgelehnt. Das heutige deutsche Strafrecht beruht auf dem Grundsatz der individuellen Verantwortlichkeit.

Quelle: <https://www.chotzen.de/bibliothek/glossar/kollektivschuld-these>

Die Deutschen als Opfer?

Zahlreiche Bücher, Aufsätze und Filme sind in jüngster Zeit erschienen, die sich mit Flucht und Vertreibung und dem Unrecht, das Deutschen angetan worden ist, auseinandersetzen. Das ist fraglos legitim und vielleicht auch überfällig. Aber was fragwürdig ist, ist der Seitenwechsel, der da von einigen vollzogen wurde, der Versuch einer kollektiven Exkulpation. Doch die wäre ebenso wenig gerechtfertigt wie eine kollektive Verurteilung. Eines ist so falsch wie das andere.

Von jungen Leuten höre ich oft, sie hätten es satt, sich mit der deutschen Vergangenheit auseinanderzusetzen und sich für den Krieg [...] schämen zu sollen. Sie möchten, genau wie andere in ihrem Alter, einfach nur stolz sein auf ihr Land. Ich antworte ihnen dann zuweilen mit einer Geschichte, die ich vor über vierzig Jahren in Polen erlebt habe. Damals, im Sommer 1965, war ich so alt wie sie heute sind, und ich hatte gerade am ersten Arbeitseinsatz der Aktion Sühnezeichen in Auschwitz teilgenommen. Das war die schmerzlichste Geschichtslektion, die sich denken lässt. Nach dieser Arbeit war unsere Gruppe noch ein paar Tage in Krakau, wir wollten und sollten in Polen nicht nur etwas über deutsche, sondern auch über polnische Geschichte erfahren.

An einem Abend war ich in einem Studentenklub am Stare Rynek, dem Alten Markt. Ich tanzte mit einem polnischen Mädchen, ungefähr so alt wie ich. Sie sprach kein Deutsch, ich kein Polnisch. Aber irgendwie verständigten wir uns. Als ich ihr in einer Tanzpause sagte, wo ich zuvor gewesen war, nahm sie eine Zigarettenschachtel, riss sie auf und malte auf die weiße Rückseite einen Schornstein und Rauch. Darüber schrieb sie die deutschen Worte: Vater und Mutter. Ich habe diese Szene nie vergessen, nicht vergessen die entsetzliche Scham, die ich empfand, und auch nicht die Wut auf unsere Väter und Mütter, die uns diese Last aufgebürdet haben.

Aber ich habe damals auch etwas ganz Elementares begriffen: den Unterschied zwischen Scham und Schuld. Schuld ist immer etwas Persönliches, niemand ist, nur weil er Deutscher ist, schuldig an [...] den Verbrechen im Krieg, erst recht nicht jene, die nach dem Krieg geboren sind. Es gibt keine Kollektivschuld, ebenso wenig wie es ein Tätervolk gibt. Ein voller Sportpalast, der nach dem totalen Krieg schreit, ist nicht das deutsche Volk. Das Volk ist mehr, im Guten und im Bösen. Gleichwohl ist es eine natürliche menschliche Regung, sich für sein Volk zu schämen oder stolz auf es zu sein. Vor allem aber habe ich damals verstanden, dass mir wie allen Deutschen aus der Geschichte Verantwortung erwächst, ob ich das will oder nicht. Niemand hat Anspruch auf kollektive Amnesie.

Deshalb sind nun die Versuche, die Deutschen per se zu Opfern zu erklären, so unwürdig und verlogen. Fraglos gab es Millionen Deutsche, denen im Krieg und in der Nachkriegszeit schlimmes Unrecht angetan worden ist, durch Flucht und Vertreibung, durch die Bombardierung der Städte, durch Vergewaltigung und Mord, durch Raub und Enteignung. Und keine Frage, dass dies für alle, die so zum Opfer geworden sind, Schrecken und Schmerzen waren, die sie bis zu ihrem letzten Atemzug quälen werden. Das darf und soll niemand leugnen und verharmlosen. Auch die Deutschen unter den Opfern des Krieges haben ein Anrecht auf Mitgefühl.

Der entscheidende Punkt aber ist, dass alles Leid, das Deutsche erlitten haben, von Deutschen ausgegangen ist. Nicht Polen oder Russen, nicht Franzosen oder Amerikaner haben den Krieg begonnen, sondern Deutsche. Viele hatten Hitler gewählt, obwohl sie seine Absichten kennen konnten. Sie haben die Nationalsozialisten unterstützt und bejubelt, mindestens geduldet, kaum bekämpft. Deren kalter Fanatismus und Hass, ihre Gleichgültigkeit und Unmenschlichkeit sind schrecklich auf alle Deutschen zurückgefallen. Sie haben Sturm gesät und Sturm geerntet.

Niemand kann sich heute unbefangenes Opfer nennen, der zuerst Täter oder Mitläufer war. Dass Deutschland 1945 fast ein Drittel seines Territoriums verloren hat und Millionen Deutsche ihre Heimat verlassen mussten, haben nicht Polen oder Russen zu verantworten, sondern Deutsche. Deutsche haben Deutsche aus Pommern und Schlesien vertrieben. Deutsche haben Deutsche zu Opfern gemacht. Das ist die einfache historische Wahrheit. Sie anzuerkennen, das war nicht nur der Schlüssel zur Aussöhnung mit den Nachbarvölkern, sondern ist und bleibt auch die Voraussetzung für Mitleid mit dem Leid der Deutschen.

Autor: Konrad Weiß

Quelle: <https://www.deutschlandfunkkultur.de/die-deutschen-als-opfer-100.html>

Geschichtlicher Überblick

Unmittelbar vor der Vertreibung, in den letzten Jahren des Zweiten Weltkrieges wurden Verordnungen gebracht, die sich auf die Kollektivschuld der Ungarndeutschen richteten. Die Verschleppung der etwa 35 000 Ungarndeutschen zur Zwangsarbeit (Malenkij Robot) in die Sowjetunion, beginnend im Dezember 1944 wurde von den Sowjets veranlasst und durchgeführt, aber hinter den Verfügungen von 1945 stand in erster Linie der Wille der ungarischen Regierung. Die Regierung, die eindeutig unter sowjetischer Beeinflussung stand, war bestrebt, eine gesellschaftliche Basis zu schaffen, wozu der Weg auch durch die Entrechtungsmaßnahmen der Ungarndeutschen führte.

Als ersten Schritt der kollektiven Verantwortung kann das Bodenreform Patent vom 17. März 1945 betrachtet werden, welches besagte, dass der Grundbesitz der Vaterlandsverräter, der Nationalsozialistischen Pfeilkreuzler und anderer faschistischen Anführer, der Volksbund-Mitglieder, sowie der Kriegs- und Volksverbrecher, abgesehen von der Größe des Besitzes beschlagnahmt werden muss. Diese Kategorien räumten einen breiten Raum für Missbrauch, für gewaltsames Auftreten gegen das einheimische Deutschtum, für die Wegnahme ihres Besitzes ein. [...] Die Aussiedlung der einheimischen Deutschen als Strafe wurde von Seiten der Kleinlandwirte Partei zuerst [...] bei einer Großversammlung am 28. November 1944 in Fünfkirchen angesprochen. Mit dem Gedanken der Aussiedlung der Ungarndeutschen waren alle maßgebende ungarische Parteien einverstanden, [...] Meinungsverschiedenheiten gab es nur in der Frage, [...] ob das im Rahmen der einzelnen oder der kollektiven Verantwortung zur Geltung gebracht werden sollte. Ihre Konferenz am 14. Mai 1945 verwarf das Prinzip der Kollektivität im Zusammenhang mit der Aussiedlung, aber in Bezug auf Verantwortung und Bestrafung wurde verallgemeinert [...]. Die ungarische Regierung brauchte unbedingt die Zustimmung der Siegermächte, welche ihnen letztendlich im August 1945 das Potsdamer Abkommen lieferte. Der Pakt verpflichtete die betroffenen Länder (Tschechoslowakei, Polen, Ungarn) nicht zum Aussiedeln, aber er räumte die Möglichkeit ein, neben der einzelnen Rechenschaft auch die kollektive Verurteilung anzuwenden.

Der Aussiedlungsbeschluss, der die Deutschen strafte, wurde schließlich [...] auf der Regierungssitzung am 22. Dezember 1945, anhand des Prinzips der Kollektivschuld gebracht. [...] Im Ungarischen Anmeldeamt erschien am 29. Dezember 1945 die Verordnung [...] über die Aussiedlung der ungarndeutschen Bevölkerung. Gegen die Aussiedlung und des Aspekts der Kollektivität haben z.B. die [...]Kirche, sowie mehrere Intellektuellen [...] ihre Stimmen erhoben.

„Sie sollen das Schicksal Deutschlands teilen“

Am letzten Parteitag der Nationalen Bauernpartei hat Imre Kovács die zeitgemäßen Fragen erörtert.
[...]

„Jene Schwaben, die sich anlässlich der Volkszählung von 1941 als Deutsche bekannt haben“, sagte Imre Kovács, „dem Volksbund beitraten, später auch SS-Soldaten wurden, haben selbst über ihr Schicksal entschieden, dass sie nämlich mit Hitler-Deutschland einverstanden sind. Nun sollen sie das Schicksal Deutschlands teilen. Es kann doch nicht sein, dass die besten Felder im Besitz der Volksbund-Mitglieder sind und sie sich 30–50 Kilometer von Budapest entfernt auf Großgrundbesitzen, in fünfräumigen Wohnungen breitmachen. Es gibt genügend Anspruchsberechtigte auf diese Felder.“

Nach der Ansprache von Imre Kovács kam es zur Debatte. Alle Wortmelder waren sich darin einig, dass die Sache des volksbündlerischen Schwabentums endgültig und dringend geregelt werden muss, denn sollte das nicht geschehen, so werden sie mit ihrer Untergrundtätigkeit das neue Volksungarn untergraben.

Szabad Nép, 10. April 1945

Quelle: „Mit ausgerissenen Wurzeln... 70. Jahrestag der Vertreibung der Ungarndeutschen“,
Redaktion: Andrea Anna Muskovics

Die Zwangsumsiedlung

Aussiedlung

Laut Plan hat man zuerst mit der Aussiedlung der Deutschen um Budapest herum begonnen, die erste Ortschaft war Budaörs. Bereits vor der Vollstreckungsverordnung, am 13. Januar 1946 ist die Staatspolizei erschienen und riegelte die Ortschaft ab. Der Aussiedlungsausschuss richtete sich im Gemeindeamt, später in der Knabenschule ein, und dort begannen sie die Aussiedlungsliste zusammenzustellen. Das Komitee nahm all diejenigen auf ihre Liste auf, die sich bei der Volkszählung 1941 zur deutschen Nationalität und zur deutschen Muttersprache bekannten, bzw. die ihren madjarisierten Namen auf einen deutsch klingenden veränderten. Aber auch diejenigen konnten sich nicht in Sicherheit fühlen, die sich bei der Volkszählung zum Ungarntum bekannten, aber Deutsch als Muttersprache angaben. Sie hatten nur dann eine Chance zum Bleiben, wenn sie nachweisen konnten, dass sie „wegen ihrer nationalen Treue zum Ungarntum verfolgt wurden“. Entlastend waren noch Atteste, die vom Zentralen Statistischen Amt bei der Volkszählung 1941 über Nationalität und Muttersprache ausgestellt wurden, oder ungarische Ehepartner, bzw. der Nachweis einer gewerkschaftlichen Tätigkeit. Tatsache ist aber, dass der Aussiedlungserlass ein weites Feld für verschiedene Übergriffe offen ließ.

Am 14. Januar wurde in der Ortschaft ausgetrommelt, dass man sich freiwillig zur Aussiedlung melden könne, aber es meldete sich niemand. Schließlich begann die Vertreibung am 19. Januar, am Samstag in der Nacht. Die Staatspolizei umzingelte Budaörs mit einem dreifachen Ring. Die Auszusiedelnden wurden aus ihrem Schlaf gerissen, die Familien hatten nur einige Stunden, um ihre Sachen zu packen. Die im ersten Transport Vertriebenen hatten kaum eine Chance, sich ein Attest zu verschaffen. Der zweite Transport wurde vom 22. auf den 23. Januar in der Nacht mit 1040 Personen auf den Weg geschickt. Das Gewicht des Gepäcks wurde nicht mehr kontrolliert, sie konnten mitnehmen, was sie wollten. Der dritte Transport ist am 25. Januar, der vierte am 27., der fünfte am 1. Februar, der sechste am 3. und der siebte am 5. Februar nach Deutschland abgefahren. [...] Die intensivste Periode der Vertreibung dauerte landesweit bis Juni 1946. In die amerikanische Besatzungszone in Deutschland wurden 116 945 Personen gebracht. Von der Vertreibung am meisten betroffen war das ehemalige Pest-Pilis-Solt-Kiskun Komitat, dort mussten 41 303 Personen ihren Wohnsitz verlassen. In Budaörs wurden im Januar und Februar 1946 etwa sechstausend Menschen dazu gezwungen, ihr Heimatdorf zu verlassen.

Erlebnisberichte der Vertreibung:

„Einige Tage später kamen zwei bewaffnete Polizisten zu uns und sagten: »Ihr müsst fort, und nur 30 Kg Gepäck dürft ihr mitnehmen!« Bevor wir gingen, schrieb ich folgenden Satz an den Türpfosten: Ein kalter Wind bläst über Budaörs, meine liebe Heimat, lebe wohl! Unser Nachbar kam, und bat um das Fahrrad unseres Vaters, und um die Nähmaschine unserer Mutter. Wir gaben sie ihm. Wir kamen in den zweiten Transport, mit mehreren verwandten Familien zusammen. Unser Vater nahm auch in Korbflaschen Wein mit. Als er einem Bekannten davon etwas anbot, sagte der: »So einen guten Wein lässt du zu Hause? Ich habe ein kleines leeres Fass, komm, wir holen noch von dem Wein.« Sie eilten schnell nochmal nach Hause. Da war der Nachbar schon dabei eimerweise den Wein aus unserem Keller zu holen.“ (**Theresia Kindtner**)

„Wir packten das Nötigste zusammen und stiegen in einen Waggon des sechsten Transports. Wir hörten noch die Glocken der Wuderscher Kirche schlagen, dann fuhr der Zug langsam los. Plötzlich wurde es still, die Frauen umarmten sich und fingen an zu weinen, die Männer drehten ihre Gesichter weg, damit niemand ihre Schwäche sieht. Die Kinder sahen den Erwachsenen still zu. Auf der Fahrt teilten wir das Essen unter uns auf, wir aßen alles zusammen, was es gab. Wir konnten uns tagelang nicht waschen und umziehen.“ (**Frau Eva Prach**, geborene Latosinszky)

„In der Mitte des Waggons wurde ein Ofen aufgestellt, damit wir nicht erfrieren. Wir waren vielleicht 30 Menschen in einem Waggon, darunter Kinder, Frauen und alte Menschen – viele wussten dabei nicht, wo ihre Männer waren. Der vierte Zug brachte uns von unserem Zuhause immer weiter weg. Damals hatten wir noch die Hoffnung, dass wir in unsere Heimat zurückkehren können. Ich erinnere mich an die letzten herzergreifenden Momente, als wir die Hände der Daheimgebliebenen loslassen mussten... der Zug fuhr los... und die Glocke der Wuderscher Kirche fing an zu leuten.“ (**Frau Maria Lips**, geborene Michelberger)

Quelle: „Mit ausgerissenen Wurzeln... 70. Jahrestag der Vertreibung der Ungarndeutschen“,
Redaktion: Andrea Anna Muskovics

Vertreibung im Jahr 1947

Bereits 1945 begann die Verteilung von Häusern an die Arbeiter von MÁVAG (Maschinenfabrik der Eisenbahn). Dies wurde parallel zur Vertreibung fortgesetzt. Gleichzeitig meldeten Staatsbeamte vor Ort ebenfalls Ansprüche an. Es wurden Flüchtlinge aus Siebenbürgen, der Süd-Batschka und aus anderen Gebieten des Landes hier untergebracht. Im Rahmen des tschechisch-ungarischen Bevölkerungsaustausches sind 39 Familien aus dem Oberland gekommen. Damit wurden die Ansiedlungsmöglichkeiten in Budaörs abgeschlossen. Es gab aber immer noch viele, die Ansprüche stellten, deshalb suchte man nach neuen Wegen. Diese wurden in einer erneuten Vertreibungsaktion gefunden. In Budaörs und auch anderswo wurden die im Ort gebliebenen Einwohner mit der Möglichkeit einer erneuten Vertreibung in Furcht gehalten. Eine im Juni erschienene Verordnung setzte den Erlass Nr. 12.330/1945. ME wieder in Kraft. Anhand dieser wurde die Vertreibung im August 1947 erneut in Gang gebracht, aber nun nicht mehr in Richtung amerikanische Besatzungszone in Deutschland, sondern in die sowjetische. Diese Aussiedlung erfolgte erneut anhand der Kollektivschuld und von wirtschaftlichen Interessen begleitet – die Durchführung war ausgesprochen räuberisch –, denn die Gruppe der früher Attestierten bestand größtenteils aus wohlhabenden Ungarndeutschen. Der erste Zug fuhr am 19. August ab, und dem folgten im August weitere sechs. Die in Budaörs zur Vertreibung verurteilten wurden am 25. August am Nachmittag mit dem Zug weggebracht. In dieser Zeit musste zum Beispiel die wohlhabende Familie Frank, sowie der Richter Georg Ebner mit seiner Familie Budaörs verlassen. Vom 19. bis 31. August sind aus Ungarn 10.381 Personen vertrieben worden. Davon waren 1 480 aus Budaörs. Die Aussiedlungen wurden in den Herbstmonaten und zu Beginn 1948 fortgesetzt. [...]

Quelle: „Mit ausgerissenen Wurzeln... 70. Jahrestag der Vertreibung der Ungarndeutschen“,
Redaktion: Andrea Anna Muskovics

In der neuen Heimat

1946 und 1947 wurden insgesamt 7 268 Budaörser nach Deutschland verjagt. Sie mussten ihr Hab und Gut hinterlassen, wurden von Heimweh geplagt, mussten oft die Abneigung der Deutschen ertragen und trotz alledem ein neues Leben beginnen. Die Deutschen waren oft grob zu den Vertriebenen, haben sie als „ungarische Zigeuner“ beschimpft. Die Wehrlosigkeit der Neuankömmlinge wird auch dadurch klar, dass die Familien in Reihen aufgestellt wurden, und die Einheimischen konnten frei entscheiden, wen sie aufnahmen. Die in Budaörs selbständig wirtschaftenden oder ein eigenes Geschäft betreibenden Leute wurden zu Knechten, zu Hilfsarbeitern, und konnten erst nach vielen Jahren Fuß fassen und Eigenheime errichten, ein selbstständiges Leben beginnen. Das Heimweh wurde auch dadurch geschürt, dass die getrennten Familien sich sehr lange nicht treffen konnten. Die Familientragödien setzten sich auch in den späteren Jahren fort, denn viele aus der Kriegsgefangenschaft heimgekehrten Männer fanden ihre Familien zu Hause nicht mehr vor. Sie riskierten oft ihr Leben, als sie über die Grenze flüchteten, um ihre Angehörigen zu suchen. Die meisten Familien brauchten mehrere Jahre, um Fuß zu fassen, um in ein selbstständiges Heim zu ziehen. Das Heimweh blieb aber die ganze Zeit, und es hatten nur wenige Familien die Möglichkeit, nach Budaörs zurückzukehren.

„Wir standen vor dem Gemeindehaus in Scheppach, die Landwirte kamen und wählten von uns aus. Meine Brüder – Josef und Dénes – waren schnell weg. Nur wir standen noch da, Mama, Ilona und ich. Aber wer braucht schon eine Frau mit zwei minderjährigen Mädchen? Wir bekamen die Adresse eines alten Ehepaares. Wir gingen hin. Die Frau rief vom ersten Stock aus dem Fenster: »Verschwindet! Ungarische Zigeuner!« »Wir wurden aber hierher geschickt« – sagte meine Mutter. »Versteht ihr nicht?!« – und goss einen Eimer kaltes Wasser aus dem Fenster. Wir gingen weinend zum Gemeindehaus zurück. Da sah uns der Bauer, bei dem mein Bruder Dénes war, und sagte unserem Bruder: »Bring sie her!« Denn es gab auch gute Menschen, wie das Ehepaar Pfeiffer. Gott hab sie selig!“ **(Agnes Koroknay)**

Derweil in Ungarn

„Nach der Vertreibung wurde mit der Bodenverteilung begonnen. Inventarlisten wurden über die in den Wohnhäusern befindlichen Gegenstände aufgenommen. [...] Die brauchbaren Gegenstände haben sie auf den Wagen geladen und heimtransportiert. In die Inventarliste wurden nur Holzklötze, Melkschemeln... und andere ähnlich wertlose Sachen aufgenommen. Ich habe ein Kommissionsmitglied gekannt, der hat dreimal während der Zeit der Vertreibung das Haus gewechselt, damit er der Einrichtung der Häuser habhaft werden konnte.[...] Aus den Presshäusern wurden die Eisenpressen, die Stellfässer, die Weinfässer, die Weinzapf-Geräte mitgenommen. All diese Sachen wurden nach Budapest verkauft. [...] Als die Einrichtungsgegenstände schon alle waren, kamen die „Weinhäuser“ selbst an die Reihe. Die meisten davon wurden abgerissen. Zuerst wurde das Dachmaterial, die Balken, Leisten, Bretter nach Budapest, an eine Möbelfabrik verkauft. Dort hat man das Holzmaterial zerstückelt, außen und innen mit Furnier versehen und die neuen Möbelstücke waren im Nu fertig. Als auch kein Bauholz mehr vorhanden war, kamen die Dachziegel und die Ziegel an die Reihe. [...]“ (**Johann Komjád-Konrád**)

Quelle: „Mit ausgerissenen Wurzeln... 70. Jahrestag der Vertreibung der Ungarndeutschen“,
Redaktion: Andrea Anna Muskovics

Flucht heute

Flüchtlinge gestern und heute: „Das Leid ist das gleiche“

In Erfurt haben sich Heimatvertriebene im Zweiten Weltkrieg und Flüchtlinge aus heutigen Krisengebieten über ihre Erfahrungen ausgetauscht. [...] Es geht mit zwei Deutschen los: Beate Platzdasch und Horst Müller waren auch Flüchtlinge, als Kinder, 1945.

Beate Platzdasch: „Ich erinnere mich zum Beispiel ganz deutlich, wie ich früh aus dem Bettchen geholt wurde. Es war am 25. Oktober 1945. Es regnete. [...] Ein kleines Mädchen von fünf Jahren. Ich hatte da ein Köfferchen dabei mit meinen ganzen Habseligkeiten, für meine Püppchen. Und da kommt ein tschechischer Soldat, er hat ihn geöffnet, und dann hat er den ganzen Inhalt in die Elbe geworfen. Das war für mich der größte Schmerz.“

Horst Müller: „Wir marschierten los, wir wurden durch Partisanen getrieben, die links und rechts ritten. Dieser Marsch dauerte drei Tage und drei Nächte, ohne Verpflegung, ohne Wasser, ohne alles. Und wer umfiel, wurde erschossen.“

Die beiden erzählen ohne Anklage, aber mit deutlichem Schmerz in der Stimme. Ihre Wege nach Deutschland waren lang und beschwerlich. [...] Geschichten, wie man sie auch von den heutigen Flüchtlingen kennt. Nur, dass die nicht über die Elbe, sondern über das Mittelmeer kamen. Daran müssten beide, Beate Platzdasch und Horst Müller, heute angesichts der Flüchtlingsbilder oft denken. Müller: „Vertreibung und Flucht, damals und heute, da gibt's keine Unterschiede, überhaupt keine. Heimat zu verlieren, ob das die Syrer sind oder die Iraker oder die Deutschen damals, das spielt eigentlich keine Rolle. Das Leid ist das Gleiche.“

Und so klangen die Geschichten von Yaman Samur aus Syrien und Kaiser Abdali aus dem Irak recht ähnlich wie die von vor siebzig Jahren. Sie berichteten von der Unsicherheit zu Hause, von Verhaftungen und dem abgebrochenen Studium. Von Fluchtwegen. Und vom Ankommen in Deutschland. Der erste Eindruck in Deutschland sei für ihn die Sicherheit gewesen, die Sicherheit eines friedlichen Landes – im Gegensatz zu seiner Heimat Syrien. Als zweites fiel ihm auf, dass ihn im Gegensatz zu anderen Ländern, durch die er gekommen ist, viele Menschen willkommen hießen. Das hätte seine Stimmung sehr gebessert. Auch Horst Müller erinnert sich, wie es war, als sie nach Wochen auf der Flucht endlich in Thüringen ankamen. [...] Für Beate Platzdasch und Horst Müller ist Thüringen Heimat geworden. Kaiser Abdali aus Bagdad kann das noch nicht behaupten. Am meisten fehle ihm – auch nach drei Jahren und trotz mehrerer Sprachkurse – der Kontakt mit Deutschen. [...]

Beate Platzdasch schüttelt den Kopf über Menschen, die gegen Ausländer auf die Straße gehen: „Nein, das kann ich nicht verstehen! Weil die Menschen zu wenig über solche Verhältnisse wissen, über solche Notsituationen; wie man sich fühlt, wenn man bedroht wird, wenn man sich nicht mehr sicher fühlt.“

Autor: Henry Bernhard

Quelle: <https://www.deutschlandfunk.de/fluechtlinge-gestern-und-heute-das-leid-ist-das-gleiche-100.html>

Flucht

Die Geschichte der Menschheit lässt sich ohne Migration nicht denken. Mit welchen Hoffnungen oder aus welchen Nöten heraus Menschen aufgebrochen sind, war schon immer sehr unterschiedlich – dies gilt auch heute noch. Mehr als 244 Millionen Menschen leben weltweit als Migrant*innen außerhalb ihrer Heimatländer. Dies entspricht etwa 3,3% der Weltbevölkerung. Seit 1948 können sich Menschen, die ihr Land verlassen wollen, auch auf Rechte berufen: Das Recht zu gehen ist Bestandteil der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte. Nicht für jede und jeden gibt es jedoch ein Recht auf dauerhafte Aufnahme oder auch nur die Einreise in ein anderes Land. [...] Viele Menschen fliehen vor Krieg, Gewalt und Verfolgung, aber auch Naturkatastrophen zwingen Menschen in die Flucht. Sie benötigen Hilfe und haben das Recht auf Schutz. [...] Wenn Menschen die Lebensgrundlagen entzogen werden, zum Beispiel durch illegale Fischerei vor den Küsten Westafrikas oder durch die Folgen des Klimawandels in Äthiopien, sind sie genötigt, nach Lösungen für sich zu suchen – wo auch immer. Dabei ist die Entscheidung zur Migration nur eine Möglichkeit. Die finanziellen Mittel zu gehen haben bei Weitem nicht alle, die diese Möglichkeit gerne nutzen würden. Sie sind häufig gezwungen, in äußerst schwierigen Lebensumständen dort zu bleiben, wo sie sind. Die immense Leistung vieler sehr armer Länder, die Flüchtende in großer Zahl aufnehmen – oft für lange Jahre oder dauerhaft – wird von der Weltöffentlichkeit kaum wahrgenommen

Autorin: Regina Seitz

Quelle: https://www.brot-fuer-die-welt.de/fileadmin/mediapool/downloads/Bildungsmaterial/BfdW_Bildung_Willkommen_Will_Leben.pdf

Flucht und Vertreibung weltweit (2020)

<u>Die fünf größten Herkunftsländer von Flüchtlingen</u>	<u>Die fünf größten Aufnahmeländer von Flüchtlingen</u>	<u>Die fünf Länder mit den meisten Binnenvertriebenen</u>
Syrien - 6,7 Millionen	Türkei - 3,6 Millionen	Kolumbien - 8,3 Millionen
Venezuela - 3,9 Millionen	Kolumbien - 1,8 Millionen	Syrien - 6,7 Millionen
Afghanistan - 2,6 Millionen	Pakistan - 1,4 Millionen	DR Kongo - 5,2 Millionen
Südsudan - 2,2 Millionen	Uganda - 1,4 Millionen	Jemen - 4 Millionen
Myanmar - 1,1 Millionen	Deutschland - 1,1 Millionen	Somalia - 3 Millionen

„Vertreibung betrifft aktuell nicht nur viel mehr Menschen, sondern sie ist auch kein kurzfristiges und vorübergehendes Phänomen mehr. Wir brauchen eine grundlegend neue und positivere Haltung gegenüber allen, die fliehen – gepaart mit einem viel entschlosseneren Bestreben, Konflikte, die jahrelang andauern und die Ursache dieses immensen Leidens sind, zu lösen.“

Filippo Grandi, Hoher Kommissar der Vereinten Nationen für Flüchtlinge

Quelle: <https://www.uno-fluechtlingshilfe.de/informieren/fluechtlingszahlen>

Auf und davon

Eigentlich müssten wir gut verstehen, wie es Flüchtlingen geht. Denn zwischen 1944 und 1950 wurden etwa 14 Millionen Deutsche aus ihrer Heimat vertrieben

Früher dachte ich, alles über die Vergangenheit meiner Großeltern zu wissen. Schon in der Grundschule habe ich nämlich gelernt, ihnen die richtigen Fragen zu stellen: Was wusstest du von den Verbrechen im Dritten Reich? Wart ihr auch Nazis? So erfuhr ich, dass zumindest keiner meiner Großväter ein Nazi-Funktionär oder Partei-Mitläufer war. [...] Dass beide Großväter Vertriebene waren, ist mir erst später klar geworden. Sie gehörten zu den Millionen Deutschen, die als Minderheiten in den Ländern Ost-, Mittel- und Südosteuropas gelebt hatten. [...]

Als mein Opa Georg schon tot war, hatten wir uns einmal im großelterlichen Wohnzimmer über meinen damaligen türkischen Freund unterhalten. „Georg hat selbst immer gemeint, dass er ‚der Türke von gestern‘ sei“, sagte mein Vater schmunzelnd zu mir. Der Türke von gestern? „Na, ein typischer Einwanderer, meinte er.“ Und wie viele Einwanderer habe es auch Georg anfangs in Deutschland nicht leicht gehabt und mit Vorurteilen gekämpft.

Erst dann habe ich begriffen, wo Georgs unspektakuläre Hofkindheit wirklich stattfand: nicht im heutigen Bundesgebiet. Sondern in Galizien – einem Gebiet, das in Polen und der Ukraine liegt. Im deutsch-sowjetischen Grenz- und Freundschaftsvertrag von 1939 wurde Galizien schon vor Beginn des Zweiten Weltkriegs zwischen Hitler und Stalin aufgeteilt. In diesem Vertrag war auch die Umsiedlung der dort lebenden Deutschen geregelt. Dies war das erste Mal, dass Georg und seine Familie flüchteten. Es ging Richtung Oberschlesien. Lange blieben sie nicht. Infolge des Potsdamer Abkommens vom 2. August 1945 musste das Deutsche Reich nämlich auch seine Gebiete östlich von Oder und Neiße an Polen und die Sowjetunion abtreten. Georg und seine Familie flohen mit dem Pferdegespann erst nach Österreich und einige Jahre später nach Deutschland.

Solche Geschichten könnte man in vielen deutschen Familien hören, wenn man denn nachfragt. [...] Ich habe den Eindruck, dass wenig über die Vertreibungen gesprochen wird – vermutlich, weil sie den Beigeschmack haben, NS-Verbrechen zu relativieren. Doch wenn man die Fluchterfahrung als solche nimmt, dann könnten viele Menschen vielleicht leichter verstehen, wie es Flüchtlingen heute ergeht. Und wir könnten gelassener darüber nachdenken, wie Gesellschaften Menschen auf der Flucht aufnehmen können. [...]

Opa Erwin war gut vorbereitet auf unser Gespräch. Er brachte Karten mit, Ausgaben eines Magazins namens „Heimatblatt“, Fotos, Urkunden. „Da“, sagte er und zeigte auf ein paar Schraffuren mitten im

Nichts, „da war unser Hof.“ [...] Als Opa Erwin 13 war, änderte sich alles. Zuerst kamen im bitterkalten Winter 1944 die Menschen, die aus dem noch fernerem Osten vor dem Krieg und vor der Roten Armee flohen. Nicht ganz zu Unrecht hatten die Menschen Angst, dass sich die vorrückenden sowjetischen Soldaten für die Untaten der deutschen Soldaten und SS-Männer rächen würden. Überfüllte Züge rollten in die Bahnhöfe, Pferdetrucks verstopften die Straßen. „Der Schnee lag meterhoch. Die toten Kinder und Großeltern, die erfroren waren, haben sie einfach hingelegt und sind weitergefahren“, erzählte er mir. [...]

An einem Maimorgen 1945, bei Kriegsende, standen dann zwei polnische Soldaten vor der Tür. „In zwei Stunden mussten wir raus sein. Und wohin? Hinter die Oder.“ Nachbarn, die Jahre nicht mehr miteinander gesprochen hatten, fanden sich in einem Treck zusammen. Handwagen an Handwagen. Erwins Gruppe hatte Glück und schlug sich rund 150 Kilometer über Küstrin bis nach Berlin-Weißensee durch. [...]

Die Charta der deutschen Heimatvertriebenen vom 5. August 1950 legt „Pflichten und Rechte“ fest; vor allem den Verzicht auf Rache und Vergeltung für die Vertreibung, aber auch das „Recht auf Heimat“. Erst in diesem März hat die Landsmannschaft der Sudetendeutschen den Anspruch auf „Rückgabe der Heimat“ und beschlagnahmtes Eigentum aufgegeben. „Ich fand es nicht richtig, dass alles so plötzlich kam, das hätten sie anders machen können. Der Krieg war vorbei“, sagte Opa Erwin. „Aber Deutschland hat den Krieg angefangen. Die Schuldigen sind wir, und wir mussten deswegen leiden. Das war so. Ohne den Krieg hätte es keine Flüchtlinge gegeben. Und ohne Verbrechen keine Gegenverbrechen. Ohne den Krieg hätten wir weiter in Seidlitz gewohnt.“

Vor ein paar Jahren war Opa Erwin noch einmal dort. Die Kirche im Dorf sieht noch genauso aus wie damals. Er hat sich auch das Land angesehen, auf dem früher der Hof war und heute ein paar Häuser stehen. Vielleicht wäre er zurückgekehrt, wenn er gekonnt hätte. „Aber das Leben ging weiter“, sagt er, „ich baute mir woanders etwas auf.“ Mein Opa hat eine Heimat verloren und eine neue gefunden. Und eine neue Heimat zu finden, kann man eigentlich nur jedem Flüchtling wünschen.

Autorin: Sabrina Gaisbauer

Quelle: <https://www.fluter.de/auf-und-davon>

Drei Phasen kollektiven Erinnerns

Der französische Soziologe und Philosoph Maurice Halbwachs gehörte zu den ersten, die von einem "kollektiven Erinnern" und einem "kollektiven Gedächtnis" sprachen. Seine zentrale These besagt - sehr zugespitzt -, dass sich jede Gemeinschaft die Vergangenheit schafft, die sie für ihr Selbstbild braucht. Die Vergangenheit wird wie ein Reservoir aus Symbolen, Zeichen, "ewigen" Wahrheiten benutzt, aus denen sich das kollektive Gedächtnis identitätsstiftende Bezugspunkte herausucht, um aktuellen und zukünftigen Zielsetzungen der Gesellschaft Sinn zu unterlegen. [...] Im Unterschied zur Geschichtswissenschaft geht es dem kollektiven Erinnern nicht um eine detailgerechte Rekonstruktion von Fakten. Vielmehr greift das "gemeinsame Gedächtnis" auf zentrale Codes, Orte, auf Archetypen, Mythen, Feste und Riten zurück, die historische Differenzierungen weitgehend unberücksichtigt lassen. [...]

Wenn die Deutschen nun nach Jahrzehnten der Tabuisierung die Vertreibung wieder zu einem Bezugspunkt ihres kollektiven Gedächtnisses machen, stellt sich die Frage: Welchen veränderten Sinn gibt die Erinnerung an Flucht und Vertreibung unserem Gemeinschaftsgefühl? Inwiefern verändert sich unsere kollektive Identität? Nach den sechziger Jahren erleben wir augenblicklich die zweite Korrektur in der Wahrnehmung von Flucht und Vertreibung. [...]

Was der Philosoph Hermann Lübbe 1983 anlässlich der 50. Wiederkehr der nationalsozialistischen Machtübernahme als Maßnahme "kommunikativen Beschweigens" lobte, weil es der Mehrheit des Volkes, die mit dem Nationalsozialismus verbunden gewesen sei, den Übergang in die Demokratie ermöglicht habe, stieß bei der jungen Generation in den sechziger Jahren auf Widerspruch. [...] Im Laufe der sechziger Jahre fokussierte sich die Debatte auf die Frage der deutschen Schuld. [...]

In dieser zweiten Phase kollektiven Erinnerns standen Fragen nach Schuld und Verantwortung der Nachgeborenen im Vordergrund. Die Deutschen wurden nur noch verächtlich als Tätervolk wahrgenommen. Es galt als politisch unkorrekt, über Deutsche als Opfer zu sprechen, während es als korrekt galt, den Verlust der Ostgebiete als gerechte Strafe für die NS-Verbrechen zu akzeptieren. Viele sahen bereits im Erinnern an Vertreibung einen potentiell revanchistischen Akt, der einer Aussöhnung mit den Nachbarn entgegenstehe. [...]

Seit dem Zusammenbruch des Kommunismus und der Wiedervereinigung Deutschlands befinden wir uns nun offensichtlich in einer dritten Phase kollektiven Erinnerns. Intensiver als zuvor stellt sich die Frage, was nationale Identität konstituiert, die Ost- und Westdeutsche "ein Volk" sein lässt. Dabei stellt sich heraus, dass neben der gemeinsamen Sprache und kulturellen Tradition auch die Erfahrungen von Krieg und Vertreibung zu den wichtigen gesamtdeutschen Klammern zählen. [...]

Angesichts dieser äußeren Umstände beschleunigt sich auf beiden Seiten der Grenzen ein Prozess des Umdenkens: So wie in Deutschland die einseitige Selbstwahrnehmung als Täternation einem differenzierteren Selbstbildnis wich, erhalten auch in Osteuropa die gestanzten, mythologisierten Bilder von den Opfervölkern Risse. [Tschechien und Polen] befassen sich nun schon seit Jahren mit ihrer Rolle bei der Vertreibung von Deutschen, Ukrainern und Ungarn bei Kriegsende.

Was diese Debatten so schmerzhaft, emotionsbeladen und mühselig macht, sind die damit einhergehenden Veränderungen im kollektiven Gedächtnis, die ganz subjektiven Erinnerungen Rechnung tragen und nicht selten von den Aussagen der großen Geschichte abweichen. Bleiben diese Einzelerfahrungen mit ihren Orten und Namen aber unberücksichtigt oder werden sie zu schnell in allgemeinere Erfahrungen übergeleitet, drohen wichtige Chancen für den gesellschaftlichen Integrationsprozess ungenutzt zu bleiben: Dann kann weder die Bitterkeit von Bürgern gemildert werden, die sich in ihrem Leid übergangen fühlen, noch können Erzählungen durch die Rekonstruktion des ganz Konkreten korrigiert werden. [...]

In den Zeugnissen, die in den vergangenen Jahren erschienen sind, zeigt sich noch manche Bitterkeit: von inzwischen sehr alten Menschen, die nicht nur die Heimat, sondern auch Ehepartner und Kinder verloren haben und die sich in der neuen Umgebung und in neuen Ehen nie mehr vollständig einrichteten. Dominierend sind jedoch andere Sichtweisen [...]: eine tiefe Kränkung, die in der Regel jedoch nicht mehr mit Wut und Hader gegenüber dem Schicksal verbunden, sondern zu einer zukunftslosen Erinnerung geworden ist. Bei Angehörigen der zweiten und dritten Generation schließlich, die zwischen 30 und 60 Jahre alt sind, steht in Ost- wie in Westdeutschland die Entdeckung von bisher tabuisierten und ausgeklammerten Familiengeschichten im Vordergrund, die Suche nach Wurzeln, nach geheimnisvollen, nicht erklärbaren Familienlegenden, die Suche nach Identität. Und plötzlich stellt sich heraus, dass die Interessen der Kinder und Enkel von Vertriebenen auf frappierende Weise mit den Interessen gleichaltriger Polen, Tschechen, Ungarn oder Juden übereinstimmen. [...] Diese Nachkriegskinder suchen nach untergegangenen Vergangenheiten, in denen die Geschichte ihren ganzen Reichtum und ihre ganze Vielfalt offenbart und alle Kulturgüter für alle zugänglich sind. Insofern enthält der augenblickliche Prozess im Kern nichts Beängstigendes, aber viel Befreiendes, Aufklärerisches, Heilendes.

Autorin: Helga Hirsch

Quelle: <https://www.bpb.de/themen/nationalsozialismus-zweiter-weltkrieg/dossier-nationalsozialismus/39633/kollektive-erinnerung-im-wandel/>

Festrede der LdU-Vorsitzenden Ibolya Englender-Hock am 19. Januar 2022 in Bonyhád

[...] 2021 war es 75 Jahre her, als die erste Lokomotive mit dem auf die angehängten Viehwaggons geschriebenen Satz "Isten veled hazánk" in Wudersch losfuhr und die Gudemütigen, Enteigneten, ihrer Häuser Beraubten ins Ungewisse trug.

Ihre Jahrhunderte früher gewählte Heimat, zu der sie trotz aller Enttäuschungen bis zum letzten Ende treu geblieben sind, hat sie im Stich gelassen. [...] Insgesamt wurden etwa 200.000 Personen einwaggoniert und abgeschoben, mit der Absicht, sie nie wieder nach Ungarn zurückkehren zu lassen. Diesem ersten Zug nach Westen sind aber auch viele in Richtung Osten vorangegangen, die Zehntausende zur Zwangsarbeit in die Sowjetunion transportierten, und deren Leidensweg früher, bereits Ende 1944 begonnen hat. Die Rote Armee verschleppte etwa 30.000 Personen deutscher Abstammung, ein Drittel der Gefangenen fand im weiten Russland den Tod. [...] Verschleppung und Vertreibung. Es gibt kaum Familien, die von dem einen oder dem anderen verschont geblieben sind, oft folgten diese beiden Schicksalsschläge aufeinander.

Bei Gedenkfeiern vergessen wir aber oft, wie viele der in Ungarn zurückgebliebenen Deutschen ebenso mit Verfolgung konfrontiert wurden: mit Entrechtung, Enteignung, Zwangsumzug, Internierung und oft mit Zwangsarbeit in Ungarn. In Dörfern, wo sich die Durchführung der Strafmaßnahmen länger verzögerte, lebten die Deutschen monate- oder sogar jahrelang mit den neuen Siedlern zusammen, denen ihre Häuser und Felder zugeteilt wurden. Diese Lage führte zu schweren Konflikten, viele konnten nicht verkraften, dass ihre Existenz, die mehrere Generationen aufbauten, von Fremden übernommen wurde. Es war kein Trost für sie, dass der Großteil dieser Siedler ebenfalls aus den Nachbarstaaten vertrieben wurde. Die Konflikte lebten und leben in den Gemeinschaften jahrzehntelang weiter, viele sind bis heute spürbar. [...]

Auch für mich steht der Gedenktag im Zeichen der Erinnerung: [...] wie ich meine Urgroßmutter kennengelernt und als sechsjähriges Kind nicht verstanden habe, wieso sie in Deutschland lebt, warum wir für sie „unsere Ungaren“ und sie für uns „unsere Deutschen“ waren, wobei wir die gleiche Sprache gesprochen haben. [...]

Ich vernehme die Stimme meiner Oma mütterlicherseits, die schimpft, wenn wir etwas nicht essen wollten: „du täst tes scho noch ess, wannst in Russland wäscht!“ Diese meine Oma ist für mich das Vorbild für das Einstehen für die Herkunft, für das Nichtaufgeben der Identität trotz aller Bestrafungen. Wie oft sagte sie, wenn es hieß, die Muttersprache zu gebrauchen sei verboten: „Schlimmeres, als die Jahre in Russland, kann man uns nicht antun und deshalb werden meine Enkelkinder just Teisch rede“.

Auch daran denk ich oft, wie mein Opa den Satz „uns honse rausgeschmesse“ verbittert spricht und der drei Jahre mit Frau und Kind (meinem Vater), im Nachbardorf in einem Presshaus wohnend so lange geschuftet hat, bis er sein eigenes Haus zurückkaufen konnte.

Gedenken heißt immer, sich an historische Ereignisse zu erinnern, diese aus der Sicht der Nachwelt zu untersuchen und zu werten, aber es heißt auch, sich an kleine Alltagsbilder zu klammern. Die Beiden ergänzen sich, die persönlichen Erinnerungen geben den geschichtlichen Tatsachen einen emotionalen Inhalt, wir lernen sie aus einer anderen Perspektive kennen und lassen sie in einem anderen Zusammenhang sehen. An unserem Beispiel sehe ich, dass ein Zugehörigkeitsgefühl nur durch die Familie entwickelt werden kann. Alle meiner nahen Verwandten leben in Deutschland, wurden heimatvertrieben und wir haben doch nur noch mit einer Familie einen engen Kontakt. [...]

Durch Forschungen wurde nachgewiesen, dass die im 18. Jh. nach Ungarn ausgewanderten Deutschen in der zweiten Generation so gut wie keine Kontakte mehr zum Mutterland hatten. Es wäre sehr schade, wenn sich die Geschichte bei den heutigen technischen Gegebenheiten wiederholen würde.

Vergangenheit ist wichtig, aber wir müssen in die Zukunft schauen.

Ich bin von zu Hause aus und durch die noch vorhandene deutschsprachige Umgebung in meinem Heimatdorf so erzogen worden, dass es für mich selbstverständlich ist, dass ich eine Deutsche bin. Für unsere Kinder und Enkelkinder ist es nicht mehr so natürlich, der Prozess muss bewusster werden und dabei müssen die Familien unterstützt werden. Heute sprechen wir nicht mehr von einer Erlebnisgeneration, die die ungarndeutsche Identität mit der Muttersprache in die Wiege gelegt bekommen hat, sondern von einem bewussten Bekennen zu dieser Identität. Und die muss herausgebildet werden.

Darin sehe ich die wichtigste Berufung der Landesselbstverwaltung der Ungarndeutschen und aller Gremien, Institutionen, die in diesem Bereich tätig sind.

Béla Bayers Worte sollten dabei für uns Alle wegweisend sein:

Wenn man weiß, WER man ist,

kann man sein, WO man will!

Weil ich es weiß, wer ich bin,

bleib ich mir treu immerhin.

Valeria Koch: Gedenkzeilen über die Vertreibung

Man hat uns betrogen, vertrieben,

wir wollen vergeben den Trieben

belogener Freunde und Feinde:

Vertrauen bestrahlt die Gemeinde.

Wir feiern mit leisen, versöhnenden Tönen,

gedenken des Schicksals von Vätern und Söhnen,

von mißbrauchten Kindern, die wir damals waren,

wir wollen der Zukunft jeden Haß ersparen.

Nie wieder Verirren im Dschungel der Gewalt,

vergebet dem Nächsten, der Unheil gestiftet,

stoppt schon den kleinsten Haß und sagt rechtzeitig Halt,

lebt friedlich; bei Gott wird der Feind streng gerichtet.

Februar 1996

Interpretationsaufgaben

Zum Gedicht:

Es gibt keine richtigen und falschen Antworten auf die folgenden Fragen. Die Fragen sollen den Gedankengang anregen und für das Thema der Vertreibung sensibilisieren.

Besprecht in der Klasse:

- Was ist euer erster Gedanke nach dem Lesen des Gedichtes?
- Wer erzählt von diesem Schicksal? Wem wird das erzählt?
- Von welchem Betrug spricht das lyrische Ich in der ersten Strophe?
- Wieso wurden Freunde und Feinde belogen? Welchem Trieb sind sie wohl gefolgt?
- Sammelt Beispiele:
Welches Schicksal ereilte die Menschen mit der Vertreibung?
Von welchem Missbrauch könnte die Rede sein?
- Wieso empfindet das lyrische Ich die Vertreibung „als Dschungel der Gewalt“?
Wie haben sich die Menschen darin verirrt?
- Wozu ruft das lyrische Ich die Lesenden auf? Worauf soll man in Zukunft achten?

Zum Stück:

Mit dem heutigen Hintergrundwissen über den zweiten Weltkrieg, die Kollektivschuld der Deutschen, die Vertreibung: Versuch dich in die Situation einer flüchtenden Person 1945 hineinzusetzen.

- Was geht in dir vor?
- Welche Bedeutung hat Ungarndeutschum heute? Was können wir mit der ungarndeutschen (Flucht-)Vergangenheit heute bewirken?
- Gibt es Unterschiede zwischen Flüchtenden damals und heute? Gibt es „Flüchtlinge“ und „andere Flüchtlinge“?
- Wieso flohen Menschen damals, wieso fliehen sie heute?